

# Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 7.

— o Erscheint allmonatlich. o —

1918.



## Die Hände am Sonntag.

Von Max Rosenfeld.

Heut ist Sonntag, heut hast du Zeit. Laß deine Augen einmal über deine Hände schweifen! Sie schaffen werktags unermüdet, nur am Feiertage und in der Nacht ruhen sie. Doch in der Nacht siehst du sie nicht, aber am Sonntag kannst du sie dir einmal in Ruhe betrachten. Anders sind sie doch als in der Woche, weißer, feierlicher schauen sie aus, ein besserer Kleidärmel, eine schimmernde Hemdenstulpe umfaßt das Handgelenk.

Der Hände erstes Tun am heiligen Feiertage ist wohl das Falten zur Andacht. O, daß sie geweiht sein mögen zu jeglichem Tun! Menschenhände, — sie spielen die wichtigste Rolle hier auf Erden, Sie haben Städte gebaut, sie pflügen, säen und adern, sie mähen und ernten. Sie bauen Maschinen, sprengen Berge und führen Kanäle und Flüsse durch unfruchtbare Gegenden. Sie schreiben Bücher voll Weisheit und drucken Zeitungen mit den Begehnissen des Tages. Sie schaffen Kunstwerke, die das Auge erfreuen und zaubern aus gefertigten Instrumenten Klänge hervor, die das Ohr entzücken.

Zu allem Menschenhandwerk muß aber der gnädige, gütige Gott seinen Segen spenden, sonst gedeiht es nicht. Menschenhände! Ach, nicht nur Gutes tun sie, auch das Böse liegt im Bereich ihrer Möglichkeiten. Gott gab deinen Händen den freien Willen, du kannst tun, was du magst, und dir dein eigenes Schicksal bereiten. Wie leicht kann die Hand das mühsam Aufgebaute wieder zertrümmern, wie rasch kann ein Federstrich unermessliches Weh heraufbeschwören! Was müssen die Hände im Kriege unter dem Zwange der schweren Zeit tun? Sie müssen Menschenblut vergießen, mit Waffen, die Menschenhände ja selbst geschaffen haben... Der allweise Schöpfer gab uns die Hand nicht nur, unsere Burg zu bauen, er gab sie uns auch zur Verteidigung, wenn übermütige Feinde uns angreifen. So wird die friedliche Hand zur Kriegerfaust, und auch mit ihr kann Gottes Segen sein, wenn er uns den Sieg gibt und unsrer Burg den Frieden.

Und wenn der große Friedenssonntag leuchtet, werden sich die Kriegerfauste wieder öffnen und glätten, sie werden sich sanft zu einem Dankgebet falten, dafür, daß sie wieder Arbeitshände sein dürfen, die alles, was der grausame Krieg zertrümmerte, aufbauen können. Heilige am Sonntag deine Hände, daß dir das Werk der Woche gesegnet sei! Heut falte deine Hände, bitte Gott, daß er, wenn es sein kann, recht bald den großen Weltfriedenssonntag kommen läßt!

## Der Mohrrübindieb.

Von Gottwalt Weber.

In einem trüben Aprilmittage führte mich mein Weg bei einer dicht an der Landstraße liegenden Kiesgrube vorüber. Es hatte am Morgen stark geregnet, und der Weg, welcher sich aus der tiefen, schon lange abgebauten Grube herauszweigelte, war, wie die Radspuren bewiesen, ziemlich zerfahren.

Zwei kräftige Braune mühten sich eben, vom lauten Zuruf des Knechtes angetrieben, einen schweren, liesbeladenen Wagen aus der Grube herauszuziehen. Da hielt der Wagen plötzlich an. „Die armen Tiere können offenbar nicht weiter“, dachte ich, „und der Knecht ist verständig genug, sie nicht zu quälen.“ Ich trat nun an den Rand der Grube und rief hinunter: „Sie schaffen's wohl nicht?“

„O ja, Herr!“ klang es frisch zurück. „Wir schaffen's schon, meine beiden Braunen und ich. Wir machen nur mal ein Weilchen Halt, weil die schlimmste Stelle im Wege erst noch kommt. Dazu brauchen wir frische Kraft.“

Noch einige Augenblicke dauerte die Rast. Dann hörte ich ein lautes „Hü!“, und die Braunen zogen an. Schwer genug ging es ja. Aber sie taten alle ihre Schuldigkeit, die beiden stattlichen Pferde und der Knecht. Der hatte nicht zuviel behauptet, wenn er mir zurief: „Wir schaffen's schon.“ Er arbeitete wirklich ebenso wie seine Braunen. Mit der linken Hand zügelte er die Tiere, mit der rechten schob er kräftig an der vorderen Stemmleiste des Wagens, oder er griff nachhelfend in die Radspeichen.

So ward die schwierige Strecke bald überwunden, und hurtig ging's den Fahrweg hinan bis zu der Stelle, wo ich stand. Da machte er nochmals Halt.

„Meine Pferde sollen sich erst ein bißchen verschnauften“, sagte er, zu mir gewandt, und klopfte den beiden lieblosend die stattlichen Häse.

„Sie doch auch“, meinte ich.

„Nun ja!“ erwiderte er. „Aber unsereins hat ja nachher auf dem langen Wege Zeit genug dazu.“

„Das ist recht von Ihnen“, lobte ich, „daß Sie so gut zu den Pferden sind.“

Da lachte er über das ganze Gesicht und sagte stolz: „Glaub's schon, Herr! Sie können aber auch weit und breit suchen, ehe Sie solche Pferde wieder finden, wie meine sind. — Nicht wahr, Hans? Nicht wahr, Liese?“

Und die beiden Braunen wandten ihre Köpfe zurück und sahen ihn mit klugen Augen an.

„Und was mir besonders gefallen hat“, fuhr ich fort, „daß Sie gar nicht mit der Peitsche schlagen.“

„Nein“, sagte er ganz ruhig. „Zum Schlagen ist meine Peitsche nicht da. Und wenn's mal recht schwer geht, dann nehme ich sie lieber nicht in die Hand, damit ich nicht schlage. Meine Peitsche gebrauche ich nur zum Knallen. Und nun adjes, Herr!“

Abermals erklang sein lautes „Hü!“ Die Braunen zogen an, und der Wagen fuhr fort. Der Knecht aber schritt mit lustigem Peitschenknallen nebenher.

Am nächsten Tage traf ich zufällig den mir bekannten Besitzer der Kiesgrube und erzählte ihm erfreut, was ich tags zuvor gesehen und gehört hatte. Den Namen des braven Knechtes konnte ich ihm aber nicht nennen.

„Das ist sicher Speidel gewesen“, meinte er. „Speidel, der meine beiden Braunen fährt.“

„Hans und Liese“, warf ich ein.

„Ganz recht! Speidel war's, der Spitzbube.“

„Der Spitzbube?“ fragte ich erstaunt. „Dieser eifrige, gutmütige Mensch ein Spitzbube? Das kann wohl nur ein Scherz sein.“

„Halb Ernst, halb Scherz. Wie man's nimmt! Haben Sie Zeit, dann erzähle ich Ihnen eine kleine Geschichte, aus der Ihnen alles klar wird.“

Ich war neugierig geworden, und etwas Zeit hatte ich auch. So ging ich denn mit Speidels Herrn weiter und ließ ihn erzählen.

„Im Dezember vorigen Jahres“, begann er, „waren die Mohrrüben, die wir im Keller als Wintervorrat hatten, aufgebraucht, und meine Frau schickte unser Dienstmädchen in den Krautgarten, um aus einer der Erdgruben — Mieten nennen wir sie hierzulande — andere, dort eingetragene zu holen. Das Mädchen kam sehr bald mit der Nachricht zurück, daß die Miete zwar sorgfältig mit Stroh und Erde zugedeckt gewesen, innen aber zur Hälfte leer sei. Meine Frau war sehr erstaunt über diese unwillkommene Nachricht und ging selbst in den Krautgarten, um nachzusehen, konnte aber die Angaben des Mädchens nur bestätigen.“

Da nun die Miete, wie gesagt, sorgfältig wieder zugedeckt war, konnten Tiere den Schaden nicht angerichtet haben, sondern es mußten Menschenhände im Spiele sein. Wir waren also beschlohen.

Aber wo den Dieb suchen? Von unserm Gesinde traute ich niemand einen Diebstahl zu. Dem Täter nachzuforschen hielt

auch schwer, denn in dem hartgefrorenen Erdreich des Gartens zeigten sich keinerlei Spuren. Mein Hofhund, der sonst sehr gut Spuren suchte, lief nach langem, unschlüssigem Hin- und Herschnobeln aus dem Krautgarten in den Pferdestall und bellte dort nach der Krippe empor. Daraus wurde ich aber auch nicht klug.

Endlich kam mir ein Gedanke. Ich sagte mir: Der Spitzbube, welcher die eine Hälfte der Mohrrüben gestohlen hat, wird bald auch nach der anderen Appetit kriegen und wiederkommen. Dabei aber könnte man ihn vielleicht überraschen und festnehmen. Ich beschloß nun, mich heimlich auf die Lauer zu legen, und begab mich am Abend zu der Zeit, wo ich sonst noch einmal aufs Feld zu gehen pflege, durch die Hinterpforte in den Krautgarten. Dort verberg ich mich in der Laube und wartete, in der Hoffnung, vielleicht gleich am ersten Abend den Dieb abzufassen.

Es mochte acht Uhr sein, da hörte ich auf dem hartgefrorenen Erdreich Schritte. Der Schall kam bald näher, und ich konnte die Umrisse einer menschlichen Gestalt erkennen, die ohne große Vorsicht geradezu in der Richtung unserer Mohrrübenmiete weiterging. Wenn das der Dieb war, dann mußte er entweder sehr frech sein oder sich ganz unbeobachtet glauben.

Richtig trat der Mensch, ein Mann in schweren Stiefeln, wie ich jetzt erkennen konnte, an die Miete heran, setzte einen Besen, den er mitgebracht hatte, auf den Boden nieder, schaufelte an einer Stelle die Erd- und Strohschicht weg und wollte in aller Ruhe seinen Korb mit Mohrrüben füllen.

Aber schon war ich auch heran und hatte ihn gepackt.

„Wer war's? Speidel! Mein Speidel, Ihr Speidel!“

„Unglaublich!“ rief ich. „Speidel, der Tierfreund?“

„Freilich! Eben der Tierfreund! Aus Liebe zu seinen Pferden zum Spitzbuben geworden!“

„Aber wie ist das möglich?“

„Sehr einfach. Er hat mir augenblicklich alles eingestanden.“

Der Mensch hängt mit einer närrischen Bärtlichkeit an seinen beiden Braunen. Er hat keine Frau, keine Kinder, keine nahen Verwandten. Da wendet er eben seine ganze Liebe seinen Pferden zu. Seine Braunen sollen schöner und stattlicher sein als alle anderen Pferde im ganzen Orte. Das ist seine Freude und sein Stolz.

Nun weiß er als ein ausgezeichnete Pferdepfleger, daß Mohrrüben ein vortreffliches Pferdefutter sind und von den Pferden als Lederbissen genommen werden. Von Mohrrüben bekommen sie auch ein recht glattes, glänzendes Haar. Was macht der närrische Kerl da? Geht hin, stiehlt seinem eigenen Herrn die Mohrrüben, um seines Herrn Pferde damit zu füttern.“

„Und was haben Sie mit dem Speidel angefangen?“

„Hätten Sie ihn etwa weggejagt oder angezeigt?“

„Ich? Das glaube ich kaum. Mir kommt kein Verhalten beinahe so vor wie das vom heiligen Krispin, welcher der Sage nach den Reichen das Leder stahl, um für die Armen Schuhe daraus zu machen.“

„Sehen Sie! So ungefähr habe ich auch gedacht. Ich habe ihm natürlich seine nächtlichen Spitzbubengänge aufs strengste verboten. Aber als er sich einige Zeit danach wieder durch großen Fleiß und liebevolle Pflege seiner Pferde auszeichnete, fragte ich ihn: „Nun Speidel, wie ist's? Wächstest du mit meiner Erlaubnis wieder mal einen Korb Mohrrüben holen?“

„Und was sagte er da?“

„Ach, Herr, wie gern! Aber ein Korb ist doch wohl ein bißchen wenig für zwei so große und so gute Pferde.“

Noch einmal:

## Die Garten- und Landwirtschaft und die Vögel.\*)

Unter dieser Überschrift erschien in Nr. 4 des Landboten ein Aufsatz von Dr. Emil Pfeiffer, der nicht unwidersprochen bleiben kann, weil darin alle Vögel, mit Ausnahme der Nachtigall, als schädlich bezeichnet werden und weil am Schlusse empfohlen wird, sie durch rücksichtsloses Abschießen zu beseitigen, wenn sie sich nicht verjagen lassen. Zunächst sei festgestellt, daß alle Kleinvögel, um diese handelt es sich hier hauptsächlich, mit Ausnahme von Sperling und Würger, unter dem Schutze des Gesetzes stehen und daß das Fangen oder Töten derselben mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft bestraft wird.

Wirklich schädlich für unsere Kulturen, so schädlich, daß er verdient, rücksichtslos verfolgt zu werden, ist von den Kleinvögeln nur der Sperling. Er ist es, der die keimenden Saaten zerstört

\*) Aber diesen Aufsatz in Nr. 4 des Landboten gingen uns aus dem Leserkreise eine Anzahl Meinungsäußerungen zu, von denen wir die beiden nachstehenden nebst einem Schlusswort des Herrn Dr. Emil Pfeiffer hiermit veröffentlichen. Die Schriftleitung.

und im Herbst die Getreidefelder plündert. Es soll nicht bestritten werden, daß auch der Buchfink sich an den Saatkeimen vergreift, aber deswegen wollen wir doch diesen edlen Vogel, der uns im Frühling durch seinen herrlichen jubelnden Schlag erfreut, nicht gleich austrotten; um ihn abzuwehren, genügt es vollkommen, wenn wir die Saatbeete mit Reisig bedecken, was ja Herr Dr. Pfeiffer auch selbst zugibt.

Die Meisen sind echte Baumvögel, die nur selten zur Erde herabkommen. Ich habe noch nie gesehen, daß sie Saaten angreifen. Sie sind überwiegend nützlich und unsere besten Helfer im Kampf gegen die Obst- und Baumschädlinge, von denen sie mehr vertilgen als wir selbst mit all unsern Mitteln und Maßregeln. Es ist selbstverständlich, daß sie neben schädlichen Insekten auch harmlose und nützliche verzehren, denn sie ernähren sich von dem, was sie finden und was ihnen schmeckt. Ihre überwiegende Nützlichkeit ist aber erwiesen. In 64 untersuchten Exemplaren fand man z. B. im Magen der Kohlmeise 15 Prozent nützliche, 48 Prozent schädliche und 37 Prozent gleichgültige Bestandteile, in dem der Blaumeise 15 Prozent nützliche, 59 Prozent schädliche und 26 Prozent gleichgültige, und zwar waren dies größtenteils Reste von Insekten.

Wenn ferner gesagt wird, daß die Vögel die an- und abfliegenden Bienen haschen, so ist auch dies ein Irrtum. Die Vögel, die ihre Beute im Fluge erhaschen, die Rotschwänze und Fliegenschwapper, verschlucken diese lebend. Fangen sie gelegentlich eine Biene, so kann es sich nur um Drohnen handeln, eine Arbeitsbiene würde sie mit ihrem Stachel sofort töten. Man hat denn auch im Magen dieser Vögel noch niemals Überreste von Arbeitsbienen gefunden.

Es ist auch nicht richtig, daß die Vögel keine Kohlweißlinge fangen. In unsern städtischen Anlagen kann man zur Sommerzeit täglich beobachten, wie der graue Fliegenschwapper die Kohlweißlinge verfolgt und fängt.

Zur Herbstzeit ernähren sich die Insektenfresser allerdings teilweise auch von Beeren. Es handelt sich aber dabei zumeist um Holunderbeeren und andere wildwachsende Arten. Und wenn die wenigen Grasmücken, die noch in unsern Gärten leben, sich auch einmal an Johannisbeeren füttern, so wollen wir ihnen dies gern gönnen als Dank dafür, daß sie uns einen ganzen Sommer lang durch ihre Lieder erfreuten. Wirklich schädlich ist in dieser Beziehung nur die Amsel, weil sie von allem süßen Obst nascht, das im Garten wächst.

Daß die Kleinvögel nicht schädlich, sondern überwiegend nützlich sind, lehrt auch schon die Erfahrung. Es ist bekannt, daß die Obstbäume in der Nähe des Waldes und an den Landstraßen besonders regelmäßig und reich tragen, das sind aber gerade die Örtlichkeiten, wo die Vögel am zahlreichsten sind.

Der Gartenbesitzer, der Landwirt und der Obstzüchter mag die Sperlinge rücksichtslos bekämpfen, er mag auch, mit polizeilicher Genehmigung, dem Überhandnehmen der Amseln steuern, sonst aber soll er die Vögel nicht verfolgen, sondern sie vielmehr hegen und schützen, er wird dann schon finden, daß er gut dabei fährt.

Wir wollen aber die Vögel nicht nur deswegen erhalten, weil sie uns nützlich sind. Die Natur ist unser aller Mutter, der Inbegriff alles Schönen und die Vögel sind von ihr ein wesentlicher Bestandteil, das belebende und verschönernde Element. Ode und Tot wäre das weite Feld ohne das Jubilieren der Lerche, das kurze Lied der Goldammer am Wege und den Gesang des Sumpfrohrsängers im Kornfeld. Traurig und stumm ist auch der schönste Frühlinggarten, wenn kein Vogel ihm Leben verleiht. Soweit sind wir doch noch nicht der Natur entfremdet, daß wir nicht imstande wären, die Anmut der Vögel zu schätzen und uns an ihren Liedern zu erfreuen. Und unsern Nachkommen diesen Genuß, diese reine Freude zu erhalten, ist unsere Pflicht und Schuldigkeit. Das kann aber nur geschehen, wenn wir die Vögel, die ja durch unsere Kultur schon genug bedrängt sind, tatkräftig in Schutz nehmen.

Traulsen, Vertrauensmann für Vogelschutz.“

„Unter der Überschrift „Die Garten- und Landwirtschaft und die Vögel“ erschien in Nr. 4 des „Landboten“ ein Artikel von Dr. Emil Pfeiffer, der nicht unwidersprochen bleiben darf, soll nicht zur Trauer jedes wahren Naturfreundes und zum Schaden für Garten- und Landwirtschaft und somit für unsere Volksernährung — eine ganz falsche Vorstellung von dem Wert oder Unwert unserer gesiederten Sänger Platz greifen.

Gewiß machen sich die Vögel über unsere Saatbeete her, wenn wir sie nicht genügend schützen. Der Verfasser des Artikels gibt ja selbst Schutzmittel an. Am besten bewahren sich als Vogelscheuchen kleine Windmühlen und an kreuz und quer gespannten Fäden frei aufgehängte Spiegelscherben. Der Gassenjunge Spax kummert sich allerdings sehr bald auch nicht mehr um diese Ab-

wehrrmittel. Er soll aber auch nicht geschützt werden, und auch wir brechen den Stab über ihn. Die Amsel ist gleichfalls im Garten ein Schädling, aber ihr Gesang söhnt uns etwas mit ihren Räuberien aus. Wer darauf verzichten will, schon in aller Frühe von ihrem schmetternden Lied gegrüßt zu werden, der mag die Amsel aus seinem Garten verdrängen, dem Abschluß reden wir aber keinesfalls das Wort.

Bei allen anderen Vögeln überwiegt aber entschieden der Nutzen den Schaden. Wer gerade die Meisen bei der Ausübung der Baumpolizei beobachtet hat und gesehen hat, welch ungeheure Mengen Insekten sie dabei vertilgen, der wird ihnen eine gelegentliche kleine Räuberei gerne verzeihen, denn wenn alle diese Insekten und vor allem die Brut im Frühling auf unsere Gärten losgelassen würden, so würde es mit der Ernte übel aussehen, selbst wenn jedes Samenkorn keimen sollte.

Es ist natürlich unausbleiblich, daß den Insektenfressern auch gelegentlich eine Schlupfwespe zum Opfer fällt. Die Zahl der nützlichen Insektenarten ist aber so verschwindend klein gegenüber der der Schädlinge, daß die Vögel naturgemäß weit mehr Schädlinge vernichten müssen als Nützlinge. — Die Bienen sind so stark gefährdet! — schreibt der Verfasser — aber kurz vorher findet er im Mageninhalt einer Meise im Frühling, also zur Zeit der Obstbaumblüte, nur einige alte Insektenbeine. Wie reimt sich das?

Gewiß gehen viele Vögel auch an unser Obst, aber da kommen wieder die Vogelscheuchen in Anwendung. Manche „angenehme“ Frucht, die den Vögeln zur Last gelegt wird, kommt in Wirklichkeit auf das Schuldkonto der Weipen. Einbinden in Mullsäcken hilft gegen Weipen- und Vogelstraß. Einbinden und klappernde Vogelscheuchen schützen auch am besten die Sonnenblumentöpfe.

Tatsächlich mögen die Vögel die Kohlweißlinge und ihre Raupe nicht. Trotzdem vernichten sie eine Unzahl anderer Schädlinge. So ist beobachtet worden, daß in Wäldungen, in denen man durch Verschneiden der Sträucher den Vögeln Nistgelegenheiten geboten hatte, der Eichenwickler nicht auftrat, während er nahegelegene, aber vogelarme Wälder schwer schädigte.

In der jetzigen schweren Zeit, in der die Körnerfrucht für die Fütterung unseres zahmen Geflügels benötigt wird, fällt die Fütterung der wilden Vögel von selbst fort. Es ist ein großer Irrtum, wenn man glaubt, durch die Fütterung leisteten die Vögel weniger in ihrem Amte als Baumputzer. Je mehr man füttert, desto mehr Vögel ziehen sich nach der Futterstelle. Die Vögel lieben aber Abwechslung in der Kost, und ich habe oft beobachtet, daß — wenn ich mein zahmes Rotkehlchen fütterte — sich dieses zwischendurch Rauven, Fliegen usw. fing.

Viele Landgemeinden, also Leute, die täglich Gelegenheit haben, das Leben und Treiben der Vögel zu beobachten, sind jetzt Mitglieder des Bundes für Vogelschutz und schaffen Vogelschutzgehölze u. dergl. Würden sie das wohl tun, wenn sie glaubten, daß die Vögel mehr Schaden als Nutzen brächten? Weil ihr Treiben interessant zu beobachten ist oder weil sie schön singen, — deshalb schützen unsere Bauern die Vögel nicht, dazu sind sie viel zu praktisch veranlagt. Sie wissen, daß die Vögel ihnen Nutzen bringen und das ist gut, denn sonst könnte ein Artikel, wie der des Herrn Dr. Pfeiffer, großen Schaden anrichten.

Der Artikel war sicher gut gemeint. — Der Verfasser wollte unsere Volksernährung schützen, aber er geht zu weit und schüttet das Kind mit dem Bade aus. Die Tierschutzvereine, der Bund für Vogelschutz, der Verein „Naturschutzpark“ usw. gehen nicht nur von rein idealen Gesichtspunkten aus, sondern es sprechen auch praktische Erwägungen mit. Laßt also die jahrelangen Bestrebungen dieser Vereinigungen nicht umsonst gewesen sein. Schützt eure Saatbeete, eure Obstbäume und Bienenstöcke, aber schützt auch unsere munteren Sänger. Unsere einheimische Natur ist leider schon sehr verarmt. Wollten wir die Zahl unserer Sänger noch mehr verringern, so könnte es uns passieren, daß wir einmal unsere besten Bundesgenossen im Kampfe gegen die Insektenplage zurückwünschten, denn die Schlupfwespen schaffen es allein nicht.

Also — statt die Vögel zu bekämpfen — schützt sie!

Dr. W. Bergmann, Zoologe,  
Vorstand der Ortsgr. Wiesbaden des Vereins „Naturschutzpark“, Ehrenmitglied des Vereins zur Zucht und Pflege edler Sing-, Ruß- und Ziervögel, Tierschutzverein Sonnenberg, Mitglied des Bundes für Vogelschutz.“

Die vorstehenden Entgegnungen auf meinen Aufsatz in Nr. 4 des Landboten vertreten die landläufigen Ansichten über die Rolle der Vögel in der Garten- und Landwirtschaft. Gerade diesen wollte ich aber entgegenreten, da ich sie nach mehr als dreißigjähriger Erfahrung als völlig falsch erkannt habe. In solchen Fällen, wo zwei Ansichten sich schroff gegenüberstehen, ist es ja erklärlich, daß auf der gegnerischen Seite zunächst die Lust zu Entgegnungen entsteht, statt daß der Gegner sich sagen würde: „Hat der

Mann nicht doch vielleicht recht?“ Durch eine erneute Entgegnung von meiner Seite würde sich ein endloser Wechselfreist entwickeln. Ich will daher gar kein Wort der Entgegnung sagen, sondern nur schildern, wie ich zu meinen Ansichten gekommen bin.

Schon als Schüler studierte ich fleißig die einheimische Vogelwelt und brachte oft halbe Tage im Walde sitzend und liegend zu, um die Vögel und ihre Lebensgewohnheiten kennen zu lernen.

Als ich vor beinahe vierzig Jahren mich mit Gartenwirtschaft selbständig zu beschäftigen anfing, huldigte ich den landläufigen Ansichten über den Nutzen der Vögel, besonders der sogenannten Insektenfresser und hegte und pflegte sie. Ich stellte in meinem Garten an der Mainzer Straße ein geräumiges Vogelhäuschen auf und ließ es mich nicht verdrießen, im Winter selbst bei strenger Kälte und fuhohem Schnee daselbst fast täglich mit Sonnenblumen- und Hanfsamen sowie einem zerleinerten Weißbrot zu bescheiden. Große Stücke Speck hingen ständig an demselben.

An meinem Hause in der Parkstraße stellte ich sogar zwei Vogelhäuschen hin und hing ein schwebendes vor meinem Fenster auf. Alle diese Häuschen wurden im Winter täglich, ja oft mehrmals täglich, mit frischem Futter und reichlichem Speck versehen.

Ich glaube, daß ich auf diese Weise persönlich mehr für Vogelschutz und Vogelerhaltung getan habe als irgend einer meiner Widersacher. Leider mußte ich dann die traurige Erfahrung machen, daß die Vögel meine Wohlthaten mit schönem Ländchen lohten und nur Schaden an meinen Pflanzungen anrichteten und von irgend welchem Nutzen keine Spur zu entdecken war.

Man lese daher meinen Aufsatz nochmals und merke sich die darin vertretenen Ansichten. Dr. Emil Pfeiffer.

## Historische Sprichwörter und geflügelte Worte in Nassau.

Von H. Ries, Happe.

13. Heinrich, lauf! Die Gefahr ist groß. Bei einem Brande in Herborn im Jahre 1807 vom 16. auf den 17. September, als gerade französische Einquartierung in der Stadt lag, explodierte im Dachraum eines Kaufmannes ein Fäßchen Pulver, wodurch die Einwohnerschaft in große Aufregung geriet. Damals soll der Bader Neuenborff seinem Sohne zugerufen haben: „Heinrich, lauf! Die Gefahr ist groß“, was sich als geflügeltes Wort lange Zeit in Herborn erhalten hat.

14. Er geht auf der Reih' herum wie Gemeld's Amsel. Gegen Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts wirkte an der Mädchenschule, später an der Knabenschule zu Herborn als Lehrer Conrad Thomas Gemeld, der nach der Sitte der damaligen Zeit der Reih' nach bei den Eltern seiner Schüler zum Mittagessen gehen mußte. Zu den Mahlzeiten nahm er auch seine zahme Amsel mit, die eigentlich keine Berechtigung zur Teilnahme am Reihentisch hatte. Hierdurch kam das Wort auf: „Er geht auf der Reih' herum wie Gemeld's Amsel“.

15. No, Gretche, wogs emol. In den Kreisen der ländlichen Bevölkerung ist es nicht selten nötig, noch beim Winstoff dem Mädchen zuzureden, seine Einwilligung zu geben. In Tringenstein soll ein Vater zu seiner mit dem Jawort zögernden Tochter in Anwesenheit des Bräutigams und der Gäste gesagt haben: „No, Gretche, wogs emol!“ was sich als geflügeltes Wort bis in die neuere Zeit erhalten hat.

16. Es wird dir gehen wie dem Hündchen von Schaded. In der Lahngegend ist ein Sprichwort im Gebrauch, das heißt: „Es wird dir gehen, wie dem Hündchen von Schaded.“ Besagtes Hündchen hatte die Entdeckung gemacht, daß zu Kunkel die Tafel aufgehoben wurde, wenn sie zu Schaded anging und richtete demgemäß seinen Lebenswandel ein. Wenige Augenblicke vor dem Glodenschlage 12 Uhr lief es über die Brück nach Kunkel, um dort einen reichlichen Anteil von der Mahlzeit zu nehmen. War das Werk zu Ende, dem es regelmäßig eine Stunde zu widmen pflegte, dann eilte es zurück nach Schaded, und niemand hätte da ahnen können, daß es sich jetzt an dem zweiten Schmaus beteiligte. Aber durch irgend einen Umstand war einmal in der Zeitrechnung der beiden Nachbaröföffer eine Unordnung eingetreten; die Mittagsglocke schwieg, und das Hündchen, das gewohnte Signal nicht vernehmend, verspätete sich. Es gelangte nach Kunkel, als dort bereits abgesspeist war, verlor eine Stunde in Erwartung einer bereits vollendeten Tafel, kehrte traurig nach Schaded zurück und fand auch dort nunmehr geräumte Tische und leere Schüsseln. „Seit welcher Zeit bis dato dieses Sprichwort von dem Hündchen zu Schaded in Gebrauch geblieben, welches dann von einem gesagt wird, so zu spät kommt.“

17. Dä hoot aach de Glocke gestohle. Im Jahre 1849 wurden in der Nacht vom 3. zum 4. März die Gloden

der St. Blasiuskapelle gestohlen. Eine der Glocken fand man tags nach dem Raub im Berzahner Wald, aber die Täter blieben unentdeckt. Seit der Zeit sagte man in der Gegend von Friedhofen und Dorndorf von einem Menschen, der einen unketen, sogenannten Diebesblick hat, „dä hoot aach de Glocke gestohle“.

### Trauerweide.

O Erde, du gedrängtes Meer  
Unzähliger Gräberwogen,  
Wie viele Schiffelein kummerstschwer  
Hast du hinuntergezogen,  
Hinab in die wellige grünende Flut,  
Die reglos starrt und doch nie ruht!

Ich sah einen Rachen von Tannenholtz,  
Sechs Bretter von Blumen umwunden,  
Darin lag eine Schifferin bleich und stolz,  
Sie ist versunken, verschwunden!  
Die Leichte fuhr so tief hinein,  
Und oben blieb der schwere Stein!

Ich wandle wie Christ auf den Wellen frei,  
Als die jagenden Jünger ihn riefen;  
Ich senke mein Herz wie des Lotzen Blei  
Hinab in die schweigenden Tiefen;  
Ein schmales Bitter von feinem Gebein,  
Das liegt dort unten und schließt es ein.

Die Trauerweide umhüllt mich dicht,  
Rings fließt ihr Haar aufs Gelände,  
Verstrickt mir die Füße mit Kettengewicht  
Und bindet mir Arme und Hände:  
Das ist jene Weid' von Eis und Glas,  
Hier steht sie und würgt mich im grünen Gras.

Gottfried Keller.

### Umschau.

\* **Kriegsfürsorge und Armenunterstützung.** Es ist selbstverständlich, daß in Deutschland die Unterstützung der bedürftigen Kriegerehefrauen für die Zeit, die der Mann unter den Fahnen steht, als eine öffentliche Pflicht angesehen wird. Staat und Gemeinden suchen diese Pflicht in vollem Maße zu erfüllen. Das Recht dieser Kriegerehefrauen und ihrer Kinder auf eine derartige Fürsorge ist durch die Reichsgesetze vom 28. Februar 1888 und vom 4. August 1914 ausdrücklich festgelegt und geregelt. Es ist also weder aus rechtlichen noch aus moralischen Gründen möglich, diese Fürsorge als eine Art Armenunterstützung anzusehen. Trotzdem ist das von einem Bezirksausschuß im Streit zweier Gemeinden über die Unterstützungspflichtigkeit gesehenen, wobei jedoch der Fall so lag, daß der zu der Unterstützung verpflichtete Lieferungsverband versagte und der Armenverband für die Familie eintreten mußte. Die von diesem gewährte Hilfe sollte als Armenunterstützung gelten. Dieser Auffassung hat glücklicherweise das Bundesamt für das Heimatwesen, das über den Fall zu entscheiden hatte, ein Ende bereitet. Die Entscheidungen dieser hohen Behörde sind für die meisten deutschen Staaten, welche diese Entscheidungen dem Bundesrat als letzte Instanz übertragen haben, endgültig. Die Auffassung des Bundesamts verdient daher allgemeine Verbreitung, um jeden Vergleich der Kriegsfürsorge mit der Armenunterstützung, wo er etwa noch vorkommen sollte, in Zukunft unmöglich zu machen. Das Urteil ist dazu in ganz besonderer Weise geeignet, denn es faßt das Kennzeichen der Kriegsfürsorge viel weiter, als das in den angezogenen Gesetzen zum Ausdruck gelangt. Nach ihm handelt es sich selbst dann nicht um Armenunterstützung, wenn die Hilfe zur Befreiung eines außerordentlichen Notstandes erfolgen mußte, der nicht durch die Kriegsbeteiligung des Familienhaupts allein hervorgerufen war und der auch ohne diese Kriegsbeteiligung das Eingreifen der Armenpflege für die Familie nötig gemacht hätte. Das Bundesamt hat entschieden, es komme nicht darauf an, ob die Einberufung des Familienhaupts die alleinige Ursache der Unterstützungsbedürftigkeit sei. Die Gesetze vom 28. Februar 1888 und vom 4. August 1914 bestimmen ausdrücklich, daß die Familienangehörigen von Kriegsteilnehmern vor Not zu schützen seien, die auf die Einberufung zurückzuführen und daß die zu diesem Zweck gewährten Unterstützungen unter keinen Umständen einen armenrechtlichen Charakter tragen sollten. Eine Feststellung, ob die Hilfsbedürftigkeit ohne die Kriegsbeteiligung des Familienhaupts eingetreten wäre, oder ob sie allein oder vorwiegend durch diese veranlaßt wurde, sei aber in sehr vielen Fällen kaum möglich.

Nach dieser Entscheidung des Bundesamtes für das Heimatwesen kann man annehmen, daß im allgemeinen keine den bedürftigen Familien der Kriegsteilnehmer aus öffentlichen Mitteln gewährte Unterstützung als ein Akt der Armenpflege zu betrachten ist. Die Entscheidung ist nicht nur in Rücksicht auf das Ansehen der Kriegerehefamilien zu begrüßen, sondern weil auch noch manche öffentliche Rechte durch die Annahme von Armenunterstützung beschränkt werden. Armenunterstützung ist auch zurückzuzahlen, sobald es dem Empfänger möglich ist, Aufwendungen für Kriegsfürsorge in bedürftigen Kriegerfamilien jedoch nur, wenn es sich um Hilfe handelt, die über die gesetzlich festgelegte Unterstützung und ihre freiwillige Erweiterung durch die Gemeinden hinausgeht. Etwa wenn einem Kriegsteilnehmer aus öffentlichen Mitteln Gelder gewährt sind, um sein Geschäft aufrecht zu erhalten oder sein Grundstück vor dem Zwangsverkauf zu retten und in ähnlichen Fällen.

\* **Der Scharfrichter im Dienste der Volkswirtschaft.** Aber die Bedeutung, die den Scharfrichtern früher besonders zu Kriegzeiten in volkswirtschaftlicher Hinsicht zukam, lassen sich interessante Mitteilungen einer Betrachtung des Kammergerichtsrates Dr. Holke in der Deutschen Strafrechts-Zeitung entnehmen. Die Tätigkeit des Scharfrichters und die des Abbeders wurden nämlich früher vielfach von ein- und derselben Person ausgeführt. Besonders lehrreich ist die Geschichte der Abbederei in der Mark, wo diese volkswirtschaftlich sehr wichtige Arbeit bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts überhaupt nicht geregelt war. Es gab nur in einzelnen märkischen Städten Verbote, verendetes Vieh in Wasserläufe zu werfen, hier und da wurden auch die untersten Stadtbeamten wie Büttel und Gemeindevhirten, damit beauftragt, das Aas von den Straßen zu schleppen und zu beseitigen. Die wenigen Maßnahmen galten nur dem Schutz der öffentlichen Gesundheit, um die Verwertung der Tierreste kümmerte man sich aber garnicht. Dies geschah vielmehr erst, als die Tierreste für Jagdzwecke wichtig wurden. Der Kurfürst Joachim II., ein leidenschaftlicher Jäger, hielt viele Jagdhunde, die aber durch die Raubzüge der Wölfe und Füchse in jenen Tagen arg bedroht wurden. Auch die Viehbesitzer hatten unter dieser Plage schwer zu leiden, und darum wurden in den kurfürstlichen Jagdgehegen im Westen und Norden von Berlin Fuchs- und Wolfsgruben angelegt. Da man aber für diese Gruben Lodsmittel brauchte, schloß der Kurfürst am 7. Januar 1553 mit dem damals bekannten Berliner Scharfrichter Dictus Barck einen Vertrag, nach welchem der Scharfrichter sich verpflichtete, eine gewisse Anzahl von Abbedereien zu errichten und mit Knechten zu besetzen. Er hatte auf diese Weise die Wolfsgruben mit Aas zu versorgen und durfte als Entgelt die nicht zu Jagdzwecken gebrauchten Tierreste wie Hörner usw. für sich verwenden. Der Ertrag dieser Abbedereien war nicht gerade bedeutend, da die Aaslieferungen zu bestimmten Terminen unter Strafandrohungen erzwungen wurden, und eben darum wurde die Abbederei dem Scharfrichter als eine Art Nebenbeschäftigung übertragen. Das genannte Privileg vom Jahre 1553 stellte aber nur den Anfang einer Entwicklung dar, die erst gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges zum Abschluß kam. Durch den Krieg war der Viehstand in der Mark außerordentlich vermindert worden, andererseits hatte sich das Raubzeug sehr vermehrt, die Abbederei war also nicht mehr bloß für das Jagdvergnügen wichtig, sondern sie wurde es darüber hinaus im Sinne der allgemeinen Volkswirtschaft. Auf der anderen Seite war aber auch der Wert von Häuten, Hörnern usw. so gestiegen, daß die Viehbesitzer nicht mehr willig waren, sie ohne Entgelt dem Abbeder zu überlassen. Es gab daher viele Kämpfe, und der Abbederberuf wurde zu einem kurfürstlichen Privileg, der für einen bestimmten Bezirk galt, und es mußte nicht mehr jeder Abbeder zugleich Scharfrichter sein, aber noch immer war jeder Scharfrichter auch Abbeder. Im letzteren Berufe war er Lehnssträger niederster Ordnung, im ersteren hingegen städtischer Beamter. Im Laufe der Zeit wurden die Aaslieferungen für die Hofjagd schließlich überflüssig, andererseits stieg der Wert des gefallenen Viehes immer mehr. Wieder wurde die Hauptänderung durch einen Krieg bewirkt, nämlich den des Jahres 1806, das privilegierte Abbederewesen in der Altmark wurde von der westfälischen Regierung aufgehoben und die Abbederei zum freien Gewerbe unter Beseitigung des Zwangs- und Bannrechtes erklärt. Der Abbeder war aus einem landesherrlichen privilegierten städtischen Bürger geworden, umgekehrt wurde er, da damals die Gerichtsbarkeit königlich geworden war, aus einem städtischen zu einem königlichen Beamten. Die Anruchigkeit wurde schließlich durch ein Reskript vom 4. August 1837 beseitigt. Die vielen gesetzlichen und sonstigen Fragen hinsichtlich der Abbederei sind wieder durch den gegenwärtigen Krieg lebendig geworden, der die restlose Ausnützung der Tierleichen zur Notwendigkeit macht. Wieder wurden Vorschriften für die Viehbesitzer wegen der Lieferungen an die Abbedereien erlassen, die gleichen Ursachen haben also die gleichen Wirkungen wie in früheren schweren Zeiten.